

Der Django aus Wien

MIT SUPERLATIVEN SOLLTE MAN GENE-
RELL SPARSAM UMGEHEN, ABER WELCHEM
SCHAUSPIELER SIEHT MAN LIEBER BEI SEI-
NER ARBEIT ZU ALS **GEORG FRIEDRICH**? (...) SCHWEIGEN IM WALD.

Georg Friedrichs Paraderolle ist derjenige oame Wiener Hund mit Goldketterl und Unterleiberl, der dauernd in der Scheiße sitzt und dort mit beiden Händen herumstiert, sein letztes Geld in Glücksspielautomaten reinsteckt, aus denen noch nie was rausgekommen ist, und eine kindlich-brutale Art der Wirklichkeitsbewältigung an den Tag legt. Seine Freundin, falls vorhanden, ist Opfer seiner jähzornigen Gewaltausbrüche, während welcher er raunzt, dass ihm das alles eigentlich viel mehr weh tut als ihr. Dem Trenzen folgen wieder Aggressionsschübe, doch eigentlich will er nur eins (so pathetisch das auch klingen mag): geliebt werden – und nicht enttäuscht, von Familie, Freunden, Beruf, im Grunde der ganzen Gesellschaft.

Unsere Verabredung steht. Ein warmer Nachmittag in Wien ist die Voraussetzung, ein Steakhouse der Treffpunkt. Beim Händeschütteln wird auch gleich die erste Frage gestellt – allerdings nicht von mir, sondern von Georg Friedrich: „Wo hast du eigentlich die Melvins getroffen?“ Gegenfrage: „Was, du auch Melvins-Fan?“ Aufklärung: „Jaja, eh schon lang. Ich weiß nicht mehr wann, aber ich weiß, wer mir die erste Melvins-Platte gegeben hat: Das war der Blümchen, ein Wiener Punk, der leider schon tot ist. Aber das war ein lustiger Typ.“ Die Melvins waren also der Eisbrecher, doch die Herausforderung, eine halbwegs glaubwürdige Form der Annäherung an diesen Herren zu finden, galt es erst noch anzunehmen. Niedergeschriebene Porträts wirken oft wie die Beschreibung eines toten Fleischstückes: „Dort geboren, das gemacht, das draus geworden – Hakerl.“ Selbst wenn das alles stimmt, wird diese Aufzählung keiner Person gerecht. Friedrich kennt diese Art des oft nicht einmal böse gemeinten, aber tatsächlich ärgerlichen Journalismus, und ist deswegen nur mit den wenigsten Artikeln, die es über ihn gibt, zufrieden. Das (und dass er unerkannt durch die Stadt gehen und seine Bekanntheit möglichst klein halten möchte) ist ein Grund dafür, dass er von vornherein möglichst wenige zulässt. „Es ist auch schwierig, das gut zu machen, weil das, was eigentlich interessant ist, darüber rede ich nicht – und was bleibt über?“, lacht er. Die Antwort ist durchwegs bekannt, und die Frage, warum er mir

das Interessante nicht unaufgefordert unter die Schenkel reibt, spar ich mir: Weil es niemanden was angeht. Und wer stilvoll durch die Welt zu gleiten weiß und es nicht Not hat, die Klatschspalten mit der Trinität Sex, Drogen und Gewalt zu füllen, der tut gut daran, sein Privatleben privat sein zu lassen. Auch und besonders mit wachsendem Erfolg.

Mein Scheitern ist also gewissermaßen vorgezeichnet, aber schieß der Hund drauf, jetzt sitzen wir schon da: Georg Friedrich, Jahrgang 1966, wuchs im 23. Bezirk im äußeren Südwesten Wiens auf: „Ich hab dort in der Villengegend gewohnt und bin dann in Kalksburg in die Schule gegangen, mit den ganzen Bonzen in einer Klasse gesessen: dem Sohn von Klestil, dem Bub von den Bene-Ordner-Leuten, lauter solche Leute waren da. Mein Bruder hat dort maturiert, aber ich bin, als Latein gekommen ist, weg von der Schule.“ Es folgten mehrere Schulwechsel und schließlich der Hauptschulabschluss in Perchtoldsdorf. „Kurz hab ich bei einem Friseur was gemacht, bei Bundy Bundy, aber das ist nichts für mich, mit den Leuten reden und so. Dann hab ich kurz eine Lehre gemacht, ein-zwei Monate, bei einer Werbefirma. Und mit 16 bin ich in die Schauspielerschule Krauss.“ Ob das auf Wunsch der Eltern passiert ist? „Nein, die haben mir zwar nie was dreingeredet, aber die hätten schon gerne gehabt, dass ich einen Beruf lerne. Aber ich habe schon relativ früh gemerkt, dass ich schauspielern wollte und auch früh damit angefangen. Mit 14 hab ich in ‚Der Verschwender‘ gespielt.“ Ernst Wolfram Marboe inszenierte dieses Stück von Ferdinand Raimund für den ORF. „Die haben mich dann immer wieder angerufen und ich hab gewusst, da wird immer wieder was kommen, das hat von Anfang an ganz gut funktioniert.“ Ob die Schauspielausbildung recht mühsam war: Musste man Ballettschritte lernen und bekam einen völlig anderen Stil aufgezwungen, einen quasi akademischen, so wie man am Konservatorium lernt, die Klassiker der Klassik genau so zu interpretieren, wie’s seit der Steinzeit zur Kür gehört? „Nein, so was hab ich nie gemacht und nie machen müssen. Ich hab in der Schauspielschule nur das notwendige Minimum geleistet und das waren damals zweimal in der Woche zwei Stunden. Mich hat das ‚müssen‘ in der Schulzeit so gestresst: du musst die Aufgaben machen, du musst hingehen, sitzt einfach am kürzeren Ast. Als ich mit der Hauptschule fertig war, habe ich im Grunde gar nichts gemacht, und auf der Schauspielschule dann eben das Minimum.“

Neben diesem Minimum blieb viel Zeit für’s Herumhän-

gen mit Freunden. Der Wiener Dialekt, wie man ihn von Friedrich aus Film und Fernsehen kennt, wurde ihm nicht in die Wiege des gutbürgerlichen Elternhauses gelegt, sondern war das Ergebnis seines Umgangs: „So mit 14 bin ich Mod geworden. In den 1980ern war das noch ganz anders, da hat man sich auf der Straße getroffen. Wir waren immer in der Antonkriegergasse bei der Straßenbahnstation. Wenn du da hingegangen bist unter der Woche und am Wochenende überhaupt, da sind 20-30 Leute gesessen – so was gibt’s in dem Sinn heute nicht mehr. Und dort haben sich die anderen, die Zündapps, auch getroffen, genau, die sind dort in einem anderen Eck gesessen. Die Zündapps, das waren die, die Zündapp-Motorradl gefahren sind, die Prolos, haben wir immer gesagt. Ich habe mich dann aber eigentlich mit denen angefreundet und bin mehr auf deren Seite gewesen. Die zwei Gruppen haben sich aber grundsätzlich nicht leiden können: Die Zündapps haben Lederjacken angehabt und Stiefeln mit hohen Absätzen, die Mods Parkers und sind mit der Vespa gefahren.“ Ob der auszubildende Schauspieler bei den „Prolos“ nicht schräg angeschaut worden ist? „Nein, darüber ist nicht viel geredet worden.“ Die Ausbildung in der Schauspielschule dauerte drei Jahre, mit 19 machte Friedrich seinen Abschluss.

olles a Scheißdreck

Schon damals hatte Friedrich gute Karten in der Hand: „Ich hab eigentlich immer relativ gut verdient, mit 18-19 hab ich 200.000 Schilling gehabt. Ich hab damals alles gemacht, was ich gekriegt hab, und das waren lauter Fernsehproduktionen, z. B. ‚Fortsetzung folgt nicht‘. Da sind Bucherscheinungen vorgestellt, kurz angeschnitten worden, das war immer ein Scheißdreck, Wahnsinn. Tatort, lauter so Fernscheißdreck.“ Ob er das damals auch schon so empfunden hat? „Damals eigentlich nicht, da hab ich das noch nicht so hinterfragt, aber ich hab es



schon meistens wahnsinnig peinlich gefunden, wenn ich mich in so einer Rolle gesehen hab. Da kannst du machen, was du willst, du kannst da einfach nicht gut sein. Sowas wird ruckzuck gedreht, das kann und soll gar nicht gut werden. Und das habe ich schon gespürt, dass ich da nicht gut bin.“ Fernsehproduktionen setzen bekanntermaßen eher auf Berieselung denn auf cineastisches Fingerspitzengefühl. Bei Kinofilmen bekommt man deswegen an die drei Filmminuten an einem Drehtag zusammen, beim Fernsehen das Doppelte, sechs Minuten.

Es gab auch mal einen Fernsehfilm namens „König Ottokar“ mit Ottfried Fischer, eine 20 Uhr 15-Sat 1-Produktion. „Ich hab das Gott sei Dank nie gesehen. Das sind so Sachen... obwohl der Otti Fischer total nett war, ein lieber Kerl. Es hat mir auch total leid getan, was ihm in Wien passiert ist mit der Nutte. Ich hab leider seine Nummer nicht gehabt, sonst hätt ich ihn gleich angerufen und ihm gesagt, dass ich solidarisch bin mit ihm“, meint Friedrich grinsend. „Zu der Zeit habe ich zwar nicht aus dem letzten Loch gepfeifen, aber da war es schon gut, dass wiedermal Kohle reinkommt. Das, und dass in Südafrika gedreht worden ist, da war ich vorher noch nie.“ Der erste Film, mit dem sich Friedrich längerfristig halb-

wegs zufrieden zeigt, ist Peter Patzaks „Die Försterbuben“. In dem Streifen aus dem Jahre 1994 hat auch Franco Nero mitgespielt, den man sonst als Django aus Sergio Corbuccis gleichnamigem Meisterwerk kennt. „Mit ihm persönlich hab ich aber wenig zu tun gehabt. Der hatte seinen eigenen Wohnwagen, kam zum Drehen raus und ging dann mit seiner Frau wieder rein.“

Es folgten weitere Filmproduktionen wie „71 Fragmente einer Chronologie des Zufalls“ (Michael Haneke, 1994), „Blutrausch“ (Thomas Roth, 1997) und „Nordrand“ (Barbara Alber, 1999). Ulrich Seidls vielfach ausgezeichneten Film „Hundstage“ (2001) und Friedrichs Rolle als verletzlicher Unberechenbarkeitsfaktor markieren einen bedeutenden Sprung auf seiner Erfolgsleiter. Bis dahin hatte er öfter als Taxifahrer in Wien gearbeitet, wenn's Geschäft grad nicht so rund lief – seither ist das nicht mehr nötig. In „Hundstage“ wird die scheinheilige Normalität Österreichs, die nur mittels Kellermoral funktioniert, gnadenlos dargestellt: außen hui, innen pfui, pfui, pfui. Der erst kürzlich verstorbene J. G. Ballard hat jenen, die die Welt bzw. deren darin schlummernde Wirklichkeit erkennen möchten, empfohlen, täglich drei bis vier Stunden fernzusehen. Bei „Hundstage“ ist die Wirklichkeitsdichte um ein vielfaches höher als im Durchschnittsprogramm. Hinter den Hecken akkurater Vorgärten tun sich menschliche Abgründe auf. Die korrekte Haustierversorgung gilt als Vorwand für die eigene Normalität, während man vor unterdrückten psychotischen Schüben eigentlich kotzen muss.

Eine ehrliche, ungeschönte Repräsentation von unserm schönen Österreich, das man zwar jeden Tag klar sehen könnte, aber normalerweise mittels Wahrnehmungsfilter halbwegs ertragbar macht: Entweder mit einem tiefenden Alkoholschleier samt Gruppenspeiben, mit Ablenkung in Form der Frustbewältigung in einem Swingerclub, mit Faustschlägen ins Gesicht des jeweils schwächeren Glieds in der Opferkette, oder mit kaltem Zynismus; doppelt hält, wie immer, besser. Schlussendlich lässt es sich so eine Zeit lang durchdrücken, aber irgendwann läuft so ein Fass voller Scheiße einfach über. Friedrich, der sich in „Hundstage“ einen Tag, nachdem er eine Frau richtig gründig behandelt hat, nicht groß entschuldigen, sondern sein Handeln – ausgelöst durch seinen generellen Frauenhass – rechtfertigen will, stottert kleinlaut: „Zerst tut's weh, wennst du verliebst, dann tut's weh, wenn das Verliebtsein weg is, dann tut's weh, wennst du wieder trennst, dann kummst drauf, dass d'as doch irrsinnig liab ghobt host – olles a Scheißdreck.“

Friedrichs Rollen sind eigentlich nie richtig böse Menschen, sondern in ihrer Unfähigkeit, Verantwortung zu übernehmen, unzurechnungsfähig und unberechenbar: Man war ja nie selbst an irgendwas schuld. Alles passiert im Affekt, und selbst wenn man helfen will, macht man nur *noch* größere Schwierigkeiten für den jeweilig Hilfsbedürftigen. So wechselt Friedrich zwischen Aggressor, Rächer und Beschützer, das gesamte Emotions- und Handlungsspektrum liegt ganz nah beieinander und niemand will es beherrschen, niemand will die Zuständigkeit übernehmen: Die eigene Unkontrolliertheit dient als Lebensfaden, bis man einem Würfel die Entscheidungsgewalt überlässt, dem man eher vertrauen kann als sich selbst.

Luft anhalten

Aber Friedrich kann auch anders: Im Episodenfilm „Slidin' – Alles bunt und wunderbar“ (Barbara Albert, Michael Grimm, Reinhard Jud, 1998) z. B. ist er ein Boutiquenbesitzer, in „Böse Zellen“ (Barbara Albert, 2003) ein biederer Manager. „Ich hab zwar keine Lieblingsrolle, freu mich aber schon, wenn ich anders besetzt werde und mal einen straighten Typen spiel. Komödien machen auch Spaß. Aber sonst ist mir das relativ egal, ich arbeite gern mit guten Leuten, guten Kollegen, guten Regisseuren. Ich freu mich, wenn was dabei rauskommt, was wirklich gut ist.“ Und das wäre? „Damit mein ich nicht unbedingt das, was viele Leute sehen, sondern etwas, das mir gefällt. Das sind oft Sachen, die überhaupt nicht vom Publikum angenommen werden. ‚Die Unerzogenen‘ von Pia Marais ist z. B. bei uns nie gelaufen. Das ist so ein schöner Film, hat auch auf Filmfestivals gewonnen, aber hatte in Deutschland gerade einmal 30.000 Zuschauer, was wahnsinnig wenig ist.“

Mittlerweile muss Friedrich nicht mehr jede Rolle annehmen, die ihm angeboten wird, sondern kann nach eigenen Geschmacksnerven auswählen: „Ich versuche nach wie vor, Fernsehen auszulassen. Obwohl ich jetzt auch eine Rolle

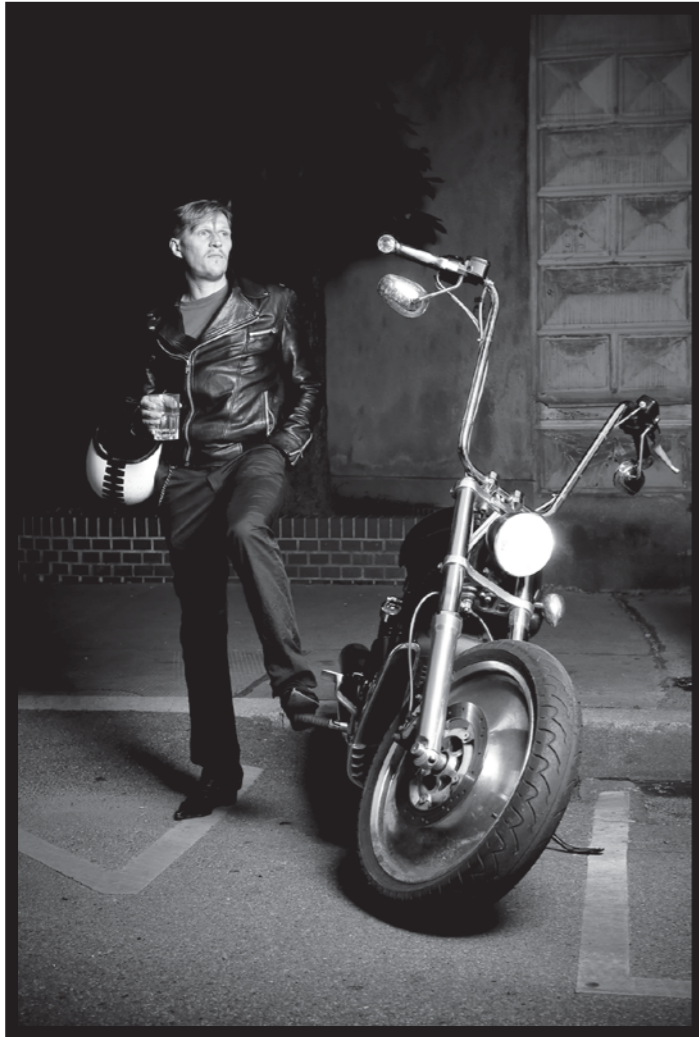
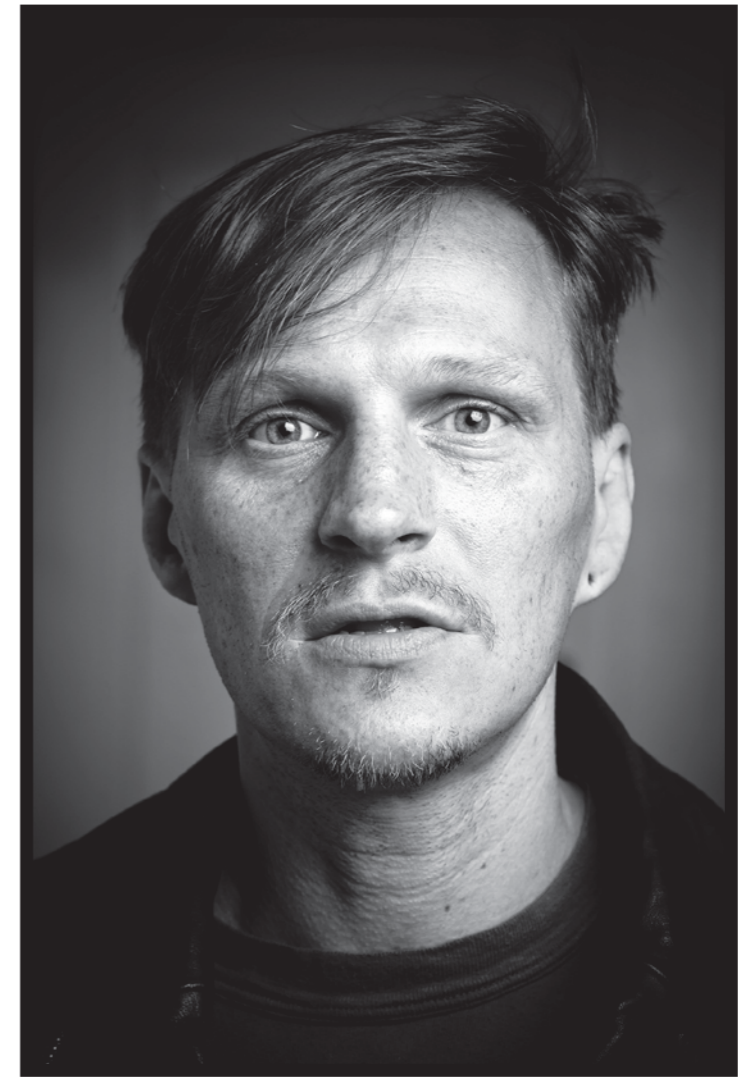
habe in der Serie ‚Aufschneider‘, da geht's um Pathologen. Hader ist auch dabei, den hab ich recht gern, aber privat als Mensch.“

Theaterrollen lehnt Friedrich ebenso fast immer ab, weil ihm die dortige Stimmung nicht zusagt. „Aber wenn mir der Castorf was anbietet, sage ich prinzipiell zu, weil die Volksbühne Berlin so eine andere Atmosphäre hat, da gehen die Leute ganz anders miteinander um. Und der Castorf hat eine Art zu arbeiten, die mir wahnsinnig taugt und recht gut liegt. Da kannst du Sachen machen, die an einem anderen Theater unmöglich sind, z. B. was, das nicht geprobt ist, wenn du Lust drauf hast. Da wird das Theater wieder interessant und gibt dir wahnsinnige Freiheiten. Meistens hält man sich eh an das, was ausgemacht ist, aber wenn ich plötzlich einen Schub hab und was komplett Anderes mache, wird sich kein Mensch aufregen.“ Neben Frank Castorf ist Michael Sturminger einer der wenigen Theaterleute, mit denen Friedrich gerne kollaboriert.

Ob es Angebote gegeben hat, die er ablehnen musste, weil die Rolle für ihn nicht funktionierte? „Ja, das war letztes am Stadttheater in der Walfischgasse, da hätte ich den Franz Fuchs spielen können. Das Theaterstück hat sich zusammengesetzt aus Dingen, die er beim Verhör gesagt hat, und Sachen, die er seinem Psychiater erzählt hat. Der war ein schlauer Typ, der hat wahnsinnig viel Geschichtliches gewusst. Das einzige, was mir nicht nahe war, war, dass er so rechts war – das ist nicht so meins, ganz im Gegenteil. Also wenn ich Terrorist wäre, dann eher links. Mir hat getaugt an ihm, dass er sich für was einsetzt, auch, wenn es mit Bomben ist. Dass er sagt: ‚Nein, dagegen mache ich jetzt was.‘ Seine Überzeugung ist mir politisch zwar überhaupt nicht nahe gelegen, aber wenn ich das gemacht hätt, hätt ich Angst gehabt, dass er mir zu sympathisch wird. Du musst dich ja als Schauspieler drauf einlassen, du kannst ja niemanden spielen, der dir unsympathisch ist.“

Und dazu muss man seinen Charakter kennen lernen, studieren, was natürlich von Rolle zu Rolle anders aussieht. In Ulrich Seidls „Import Export“ spielte Friedrich einen Pfleger in einem Altersheim, wozu er tatsächlich in die dazugehörige Uniform schlüpfte: „Ich hatte keinen Arbeitsvertrag, aber wir haben uns das schon ausgemacht. Es hat mich auch kein Patient aus dem Fernsehen gekannt. Ich bin eine gute Woche im Altersheim gewesen, aber nicht den ganzen Tag, meistens in der Früh, wenn die Leute aufwachen, da ist es am interessantesten. Mir haben sie gezeigt, wie man das macht, Hintern auswischen und solche Sachen. Das erste Mal ist das vielleicht ein bissl grauslich, aber du lernst schnell, wann du die Luft anhalten sollst und wie du dem Geruch ausweichen kannst.“

Nach der Vorbereitung und dem Kennenlernen seiner jeweiligen Rolle fängt dann der Filmalltag an, der hauptsächlich aus Warten besteht: „Zuerst werde ich sehr zeitig in der Früh zu Hause abgeholt, zum Set gebracht, dort trinke ich einen Kaffee. Dann komm ich in die Maske und ins Kostüm, das dauert ca. eine halbe Stunde. Und dann



warte ich. 90% wartest du, es muss ja alles eingestellt werden. Aber als Schauspieler ist das angenehm, da wartest du, da hast du Pause. Da kann ich lesen oder schlafen oder was auch immer. Andere müssen immer auf Abruf sein.“

Ob Friedrich einmal eine völlig andere Rolle am Set einnehmen möchte als die des Schauspielers, selbst ein Drehbuch schreiben oder Regie führen? „Ich kann keine Geschichten erfinden, glaube ich. Ich glaub ich würde mir leichter tun mit Dialoge schreiben. Am Set schreib ich keine ganzen Dialoge, aber ich mache sie oft mundgerecht, weil wenn man das so sagt, wie es im Drehbuch steht, klingt das oft wahnsinnig geschrieben. Es würde mich schon irgendwie reizen, aber es ist halt sehr viel Arbeit.“ Welchen Beschäftigungen Friedrich nachgeht, wenn er nicht gerade arbeitet? „Ich treff mich mit Freunden, hin und da geh ich Billard spielen – das ist eigentlich das einzige Hobby, das ich hab.“

Doch gerade ist er sowieso ganz gut mit Jobs eingedeckt: Als nächstes steht für Georg Friedrich eine Produktion von Antej Farac an: „Von dem hab ich noch nie was gesehen, aber der macht einen Film über ein Obdachlosenheim in München namens ‚Amelie‘ Ich glaube, neben einer Kollegin bin ich der einzige Schauspieler dort. Sonst sind da nur Typen aus dem Heim oder Laien. Ich spiele einen Junkie, da freu ich mich schon.“
